

Teurer Wohnen

Philipp P. Metzger über die Misere am Immobilienmarkt

Immobilien und Wohnen sind angesichts der drastisch gestiegenen Kaufpreise und Mieten zu gesellschaftspolitischen Reizthemen geworden. Das gilt in Deutschland nicht nur, aber vor allem für Berlin. Dort sind die Teuerungsraten zuletzt besonders steil gewesen, die Proteste besonders laut, die wechselseitigen Vorwürfe gegen die vermeintlichen Verursacher besonders heftig und die Ideen für Gegenmittel teils entsprechend radikal. Aktuell erhitzt der Volksentscheid der Initiative „Deutsche Wohnen & Co. enteignen“ über die Vergesellschaftung der großen Wohnkonzerne in der Hauptstadt die Gemüter. Eine Mehrheit hat dafür gestimmt, und der Politologe Philipp P. Metzger liefert mit „Wohnkonzerne enteignen! Wie Deutsche Wohnen & Co. ein Grundbedürfnis zu Profit machen“ gewissermaßen das Begleitbuch zur Kampagne.

So plakativ der Titel daher kommt und so deutlich auch wird, wo der Autor politisch steht – auf vielen Seiten geht es recht nüchtern zu. Metzger ist schließlich kein Aktivist. Künftig schreibt er über die Geschichte des hiesigen Wohnungsmarktes, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem ausgeprägten Mietermarkt entwickelte. Ausführlich schildert er den Aufstieg der börsennotierten Wohnkonzerne nach der Jahrtausendwende. Damals verkauften Kommunen wie große Unternehmen ihre Wohnungsbestände. Viele Gebäude waren in schlechtem Zustand, Geld fehlte, und die Demographen gingen von sinkenden Einwohnerzahlen aus. Wohnimmobilien waren eine Belastung für den kommunalen Haushalt oder die Unternehmensbilanz.

Vor allem unter ausländischen Investoren waren deutsche Bestände begehrte Investitionsobjekte. Die Mischung aus unterbewerteten Immobilien mit entsprechendem Preissteigerungspotential und dem Umstand, dass die Zinsen für die Fremdfinanzierung zeitweise niedriger als die Investitionsrendite waren, trieb Interessenten damals in Scharen auf Einkaufstour. Die Schlussfolgerung, dass Wohnungen in dieser Zeit zur Ware mutierten, zogen nicht nur linke Aktivisten, sondern auch die Fachleute der Immobilienbranche.

Metzger zeichnet die Entwicklung bis hin zu den gegenwärtigen Verhältnissen detailliert und gestützt auf viele Quellen nach, analysiert das Verhalten der heutigen Unternehmen gegenüber Mietern und Beschäftigten sowie die Neubauproduktion. Das gilt auch für die Rolle des Konzerns Vonovia als größter deutscher Immobiliengesellschaft und auch für die Deutsche Wohnen, die als gegenwärtiger Platzhirsch unter den privaten Immobilieneigentümern in Berlin besonders im Feuer steht. Die problematischen Seiten, die sich einerseits aus dieser Vormachtstellung und andererseits aus Wohnungsbeständen als Renditeobjekten ergeben können, sind, das wird deutlich, nicht immer nur Ansichtssache.

Der Hauptteil des Buches, auf den noch Texte anderer Autoren und Autorinnen zur Finanzialisierung und zu alternativen Mietmodellen folgen, macht die Lektüre auch für all diejenigen interessant, die eine Vergesellschaftung für das falsche Mittel halten. Zumal vor dem Hintergrund, dass Vonovia mittlerweile die Mehrheit an der Deutsche Wohnen hält – und den beiden Immobilienriesen zusammen nun rund 550.000 Wohnungen gehören.

Gegen Metzgers vielschichtige Darstellung fallen die Beiträge zu Alternativen insgesamt ab. Da geht es etwa ins Klein-Klein eines selbstverwalteten Mietshauses, was im Einzelfall eine tolle Sache sein kann, aber im großen Maßstab keine Lösung ist. Oder um den Vorbildcharakter des vom Bundesverfassungsgericht inzwischen gekippten Mietendeckels und überhaupt um viel Wunsch, Wille und Vorstellungskraft. Daraus machen die Autoren des Beitrags „Vergesellschaftung von Wohnraum – vom Schlagwort zur Umsetzung“ immerhin keinen Hehl. Dazu, wie die gemeinwirtschaftliche Verwaltung von mehr als 200.000 Wohnungen in Berlin aussehen könnte, gebe es „viele offene Fragen“. In Berlin wird es auf jeden Fall spannend werden. BIRGIT OCHS

Philipp P. Metzger: „Wohnkonzerne enteignen!“ Wie Deutsche Wohnen & Co ein Grundbedürfnis zu Profit machen. Mandelbaum Verlag, Wien 2021. 294 S., br., 17,- €.

U – kürzer kann ein Romantitel nicht sein. Wer einen solchen Titel wählt, der will das Publikum verblüffen, vielleicht sogar Rekorde brechen. Zu dem Autor von „U“, dem Sibirier Wsewolod Iwanow (1895 bis 1963), würde so etwas durchaus passen. Bei ihm muss man auf alles gefasst sein: Iwanow büxte als Jugendlicher von zu Hause aus, trat als Zirkusclown, Fakir und Schwertschläger auf, focht in der Roten Armee, stieß zur Avantgardebewegung der Petrograder „Serapionsbrüder“, läutete den Sozialismus mit ein, kletterte an die Spitze des mächtigen „Literaturfonds“, schwamm obenauf durch alle Wellen von Stalins Terror und überlebte, hochdekoriert, den Diktator um eine volle Dekade.

Was an Iwanows jahrzehntelanger Kontorsionsnummer aber besonders perplex macht, ist die Entdeckung, dass dieser Verbiegungsart nicht nur seine elastische Haut zu retten verstand, sondern tatsächlich auch ein bedeutender Künstler war. Iwanows Roman „U“, 1929 begonnen, 1932 abgeschlossen, lag rund ein halbes Jahrhundert in der Schublade, bevor er 1982 in Lausanne



Wsewolod Iwanow: „U“. Roman. Aus dem Russischen von Regine Kühn. Mit einem Nachwort von Alexander Etkind. Friedenaue Presse, Berlin 2021. 559 S., geb., 28,- €.

und 1990 schließlich in Moskau veröffentlicht werden konnte. Zu Gesicht bekommen hatten das Manuskript bis dahin nicht einmal die engsten Freunde des Autors. Der Gummimensch konnte nicht nur schreiben, er konnte auch schweigen.

Seit das Buch in der Welt – und nun in Regine Kühns sprachgewandter Übersetzung auch auf Deutsch zugänglich – ist, dürfen die Leser darüber rätseln, was sich hinter dem Titel verbirgt: U. Warum U? Iwanow, ein Virtuose des Versteckspiels, lüftet das Geheimnis erst auf Seite 468. Dort schildert der Erzähler Jegor Jegorytsch, Buchhalter einer Nervenheilanstalt, das Saufgelage einer Gruppe von Visionären, die in der psychiatrischen Abteilung eines Baukombinats im Ural den Neuen Menschen formen wollen. Einer von ihnen plant dort bereits die sexuelle Kommune. Und so klingt sie, die sternhagelvolle Avantgarde des Homo sovieticus: „Wirklich, wenn man richtig hinhörte, klang es wie Wolfsgeheul. Alle hatten finstere, strenge Gesichter, breite Nasen, eiserne Backenknochen, waren hager. Besonders beim Refrain gingen alle anderen Vokale unter, es blieb nur ein ‚U... uuuu...‘. Mir kam der Gedanke, alles Tiergeheul beruht auf diesem Laut, er war mir zuwider.“

Man braucht nicht viel Phantasie, um sich auszumalen, was mit Iwanow geschehen wäre, wenn sein Roman in den Dreißigerjahren ans Licht der Öffentlichkeit gelangt wäre. Eine Verlegung vom weichen Lager des Spitzenfunktionärs auf ein Nagelbrett im heimischen Sibirien wäre dem einstigen Fakir sicher gewesen. Seine Schilderung des machttrunkenen Mobs, der davon träumt, mit den Mitteln der Psychoanalyse den Menschen zum kommunistischen Rudeltier umzuerziehen, liest sich wie eine groteske Metapher von „Jahrhundert der Wölfe“. Das U hat es in sich!

Vielleicht ist dies der Grund, weshalb dem russischen Text von „U“ drei Zitate vorausgeschickt sind, die den düsternen Vokal mit ganz unterschiedlichen Assoziationen aufladen: eines aus der Rhetorik des Universalgelehrten Michail Lomonosow, eines aus Lew Tolstois „Tod des Iwan Iljitsch“ und eines von dem Religionsphilosophen Pawel Florenski. Keiner dieser drei Verweise führt ins Sinnzentrum des Romans, sie

Stalinismus auf der Couch

Ein halbes Jahrhundert lag dieser Roman in der Schublade, und das dürfte ein Glück für den Verfasser gewesen sein. Wsewolod Iwanow beschrieb in seinem 1932 fertiggestellten Buch die sowjetische Gesellschaft auf eine Weise, die ihn wohl ins Straflager gebracht hätte. Nun erscheint „U“ auf Deutsch.



In den Dreißigerjahren inszenierte sich die Sowjetunion als Chor von fröhlichen Stimmen werktätiger Menschen wie auf diesem Plakat, das für die Kollektivierung warb. Die Wirklichkeit sah weniger freundlich aus. Foto Picture Alliance

sind offenbar als Fehlsuren angelegt. Womöglich hat man sich deshalb dafür entschieden, die drei Mottos für die deutsche Ausgabe teils zu tilgen, teils nur in den Fußnoten zu bringen – ein editorischer Eingriff, der einer Begründung bedürftig hätte. Wenn Iwanow gleich am Eingang seines Romans drei Nebelkerzen gezündet hat, dann sollten nicht nur Russen sie bestaunen dürfen. Eine glänzende Wahl des Verlages war

es hingegen, Alexander Etkind, den Verfasser einer „Geschichte der Psychoanalyse in Russland“, um ein Nachwort zu bitten.

Denn dies ist das frappierend Neue an Iwanows fiktivem Bericht aus dem Tollhaus des Kollektivismus: dass er die Rolle beleuchtet, die die Psychoanalyse bei der Errichtung dieser gigantischen Projektion spielte. Über eine mögliche Kreuzung von Freud mit Marx haben

sich seit Wilhelm Reich ja viele den Kopf zerbrochen – aber welcher Analytiker hatte schon die Machtmittel, die Früchte einer solchen Verbindung großflächig in der Praxis zu testen? Die junge Sowjetunion bot hingegen ein einzigartiges Labor für derartige Versuche.

Freud sah es mit Skepsis. Doch er konnte nicht verhindern, dass sein analytisches Werkzeug in Russland von Hand zu Hand ging und dabei so zu-

rechtgebogen wurde, dass es eher der Formung des Menschen diene als seiner Befreiung von Deformationen. Besonders die Pädologie geriet zum Steckenpferd der russischen „Freudisten“ – in den Zwanzigerjahren noch mit Rückendeckung von höchster Stelle. Und genau hier wurde es brisant für einen wie Wsewolod Iwanow. Denn ein mächtiger Fürsprecher von Freuds Lehre in der Partei war Leo Trotzki, während ein anderer Mächtiger seinen eigenen Sohn in eine pädologische Anstalt geschickt hatte, damit er dort in psychoanalytischer Obhut heranwachsen könne: Väterchen Stalin. Die Bühne, die der ehemalige Clown Iwanow mit seinem Roman betrat, war also, gelinde gesagt, prominent besetzt.

1929, dem Jahr, als Iwanow die Arbeit am Roman aufnahm, kam Wilhelm Reich noch zu Vorträgen an die Kommunistische Akademie nach Moskau. Er konnte die Genossen zwar nicht von der sexuellen Revolution überzeugen, blieb aber unbehelligt. 1931 hatte sich der Wind gedreht. Eine Kampagne gegen „die politischen Perversionen in der Pädologie“ wurde lanciert. Und genau in diesem Jahr setzt die Romanhandlung ein. Es ist das Jahr, in dem Stalin die größte Kathedrale von Moskau sprengen lässt, um an ihrer Statt einen gigantischen Palast der Sowjets zu errichten – eine Dauerbaustelle, die uns der Erzähler von „U“ immer wieder in Erinnerung ruft. Dieses Leitmotiv macht „U“ zu einem Gegenstück von Andrei Platonows fast zeitgleich begonnener „Baugrube“, einem der beeindruckendsten und zugleich depressivsten Texte der russischen Literatur.

Iwanow besetzt den genauen Gegenpol; sein Roman strahlt etwas Manisches aus. Eine „hypergewaltige und hyperschnelle, vor allem aber hyperdringliche Baustelle“ im Ural muss mit dem passenden Personal versorgt werden: sozialistischen Übermenschen. Aber wie lassen sie sich aus unwilligen Nichtsnutzkneten? Mit Psychotherapie. Ein Triumphvirat nimmt sich der Sache an – und was für eines! Dem Alkoholiker Tschernopaw dient die „psychische Bearbeitung der Gesellschaft“ als Ersatz für den Kick aus der Flasche; ihm wiederum dient, als „Sekretär eines großen Mannes“, der Erzähler, der das Rauchen nicht lassen kann; allen beiden dient der Psychoanalytiker Andrejschin, selbst heillos einer Femme fatale verfallen, mit seinen unorthodoxen Heilmethoden (angetäuschten Schnurrbartabreißern ist noch eines seiner mildereren Mittel). Dieses Konsilium aus Süchtigen will den Neuen Menschen herbeitherapieren.

Natürlich kommt ihnen der alte Adam dabei permanent in die Quere, zumeist in Gestalt von Sehnsüchtigen, die die Neue Ökonomische Politik in den Menschen auf wiedererleben lassen. Objekte der Begierde sind ein besonders edler Konfektionsanzug und eine angeleglich für den künftigen Kaiser von Amerika geschmiedete goldene Krone. Schatzsucherinstinkte und sozialistische Bewusstseinsbildung durchkreuzen einander – eine Konstellation, die an das ebenfalls 1931 entstandene „Goldene Kalb“ von Ilf und Petrow erinnert. Passagenweise liest sich „U“, als hätte man diesem Satirikerpaar Kokain gegeben.

Der Clown Iwanow hat seinen letzten postumen Auftritt lange im Geheimen geprobt, und er hat sich für ihn alles zu-rechtgelegt, was im narratologischen Zirkusbedarf bei den großen Lieferanten erhältlich ist: Petronius, Boccaccio, Cervantes, Sterne, Diderot, Gogol, Belyj, Schklowski – man könnte die Liste schier endlos verlängern. Ein paar seiner Requisiten hat er gleich am Eingang zur Manege in Form von gelehrten Fußnoten ausgestellt – Fußnoten, denen aber gar kein Referenztext entspricht. Man sollte sie als das bestaunen, was sie sind: hübsche, bunte Luftballons. Noch viel staunenswerter ist aber etwas anderes: dass keiner die Löwen in die Manege gelassen hat. URS HEFTRICH

Was scherte es ihn, ob er als Mann oder Frau galt

Irene Disches aberwitziger Roman über den Chevalier d'Éon, der schon im achtzehnten Jahrhundert die Geschlechtergrenzen überschritt

Es gab ihn wirklich, Charles Geneviève Louis Timothée d'Éon, kurz den Chevalier d'Éon, dem Irene Dische ein fulminantes, überbordend komisches Porträt gewidmet hat. Zunächst glaubt man, das könne doch alles nicht wahr sein: ein Adliger des achtzehnten Jahrhunderts, der die Hälfte seines Lebens als Frau lebte und an den russischen, englischen und französischen Höfen ein und aus ging. Dische hat einen der bizarrsten, durchtriebensten Schelme Europas wieder ans Licht gehoben und belustigt-übermütig einen eigenen Beitrag zur heutigen Gender-Hysterie entworfen.

Der Chevalier wurde 1728 in Frankreich geboren und starb 1810 in London. Petersburg, Paris und London waren die Stationen seines Wirkens in vielfältigen Rollen: als Diplomat, Agent, Soldat, Lebewann, Hochstapler, Bücherräuber, Freimaurer, glänzender Degenfechter (auch in Frauenkleidern) und zwielichtiger Unternehmer. Alle Funktionen in beiderlei Geschlecht gemacht, äußerlich beiden Geschlechtern anzugehören. Hierher rührte die öffentliche Verwirrung. Ich war mit einer Stimme gesegnet, die für einen Mann als sehr hoch und für eine Frau als sehr tief galt. Ich war groß für eine Frau und klein für einen Mann. Hatte schöne Knöchel, sowohl für

einen Mann als auch für eine Frau. Meine Uniform betonte meine Stärke und Beweglichkeit, ein Balkleid hob meine Anmut hervor, und mein Alter spielte keine Rolle. Ich war nie auch nur auf die Idee gekommen, dass eine Geschlecht zugunsten des anderen aufgeben zu müssen.“

ANZEIGE

Alles! 100 Jahre Jawlensky in Wiesbaden bis 27. Mär 22

Museum Wiesbaden

Eine Tour quer durch Wiesbaden www.jawlenskyplad.de

Am Hof in Petersburg hatte der Chevalier erlebt, wie die Zarin Elisabeth ganz selbstverständlich auch in Männerkleidung auftrat. Diesen Kleiderwechsel beherrschte auch er, auch wenn das weibliche Bekleidungsritual deutlich aufwendiger war und ihn unbeweglicher machte. An weibliche

Schuhe mit hohen Absätzen, mit denen die Frauen seit ihrer Jugend gefesselt und vertraut waren, konnte er sich allerdings nie gewöhnen.

Vor seinem Tod begann der Chevalier d'Éon, seine Erinnerungen niederzuschreiben, die jedoch zu Lebzeiten nicht erschienen durften, erst postum, 1836, erscheinen die „Mémoires du chevalier d'Éon – Le mystère de sa vie“ in zwei Bänden in Paris (Neuausgabe als Reprint Paris 1998). Schon der alte Voltaire, der eine Begegnung mit Éon hatte, bemerkte: „Ich möchte prophezeien, dass Ihr kommenden Generationen ein großes Rätsel bleiben werdet.“ Ob wir diese Worte auf die Goldwaage legen dürfen, ist ungewiss, vielleicht hat Irene Dische sie den Memoiren entnommen, und vielleicht hat sie sich der mit einer blumigen Fantasie begabte Chevalier ausgedacht. So geht es dem Leser bei vielen Abenteuern, die der utribeige Held anzettelt. Entspringen sie der Wahrheit, oder sind es lustige Zutaten der Autorin? Was auch immer, darauf kommt es nicht an, denn der Witz und die Ironie der Geschichte bleiben davon unberührt.

In London, wo Éon lange lebte und eine prachvolle Residenz mit einer kostbaren Bibliothek unterhielt, wurden Wetten abgeschlossen, welchen Geschlechts der

Franzose sei. Der Chevalier hielt sich bedeckt und verriet nichts. Im geselligen Umgang Londons verband sich ein Trio informale: Zusammen mit einem Journalisten, Advokatus und windigen Geschäftemacher namens Morande und dem Dramatiker Beaumarchais wollte Éon groß einsteigen in den Unabhängigkeitskrieg in Nordamerika. Die drei versprachen sich Riesengewinne durch Handel mit Waffen und Tabak. Verrat und Intrigen ließen das Unternehmen scheitern, wie vieles im Leben des Chevalier. Der Tod Ludwigs XV., für den er in London gespitzelt hatte, war auch eine jähe Wende in seinem Leben. Der Chevalier musste auf Geheiß Ludwigs XVI. zurück nach Paris, und es folgte für eine Pension galt, dass er fortan nur noch in Frauenkleidern aufzutreten habe. Andernfalls drohte ihm Kerker.

Der Chevalier fügte sich, hatte aber schon eine neue Idee. Er stellt ein Amazonenheer für Amerika auf. Nicht wenige Frauen folgen seinem Aufruf, aber auch dieses Unternehmen scheitert kläglich. Der wackere Androgyne lässt sich durch nichts anfechten, trotz allen Anfeindungen und flieht nach London, denn die Französische Revolution bedroht ihn mit Enteignung. Doch auch in London verfolgt ihn das Pech. Sein einstiger Gönner stirbt,

die Nachkommen berauben ihn seines Besitzes, der Chevalier kommt unter bei einer Pensionswirtin, bei der er schon früher in Gefahrensituationen Unterschlupf gefunden hatte.

Mit dieser Mrs Cole, die es wirklich gab, lässt Dische ihn in Armut und Bescheidenheit seinen Lebensabend verbringen. Er kam hoch hinaus und fiel tief, seine Abenteuerlust wurde dadurch nicht geschwächt. Ob Mann oder Frau, das scherte ihn nicht. Da der ganze Roman als eine Ansprache des Adligen an seine Leserschaft verfasst ist, gibt uns der Chevalier d'Éon am Ende eine Weisheit mit auf den Weg: „Damit habe ich hier die älteste Geschichte der Welt in einer ihrer unzähligen Varianten nacherzählt, um Sie daran zu erinnern, nicht so arrogant zu glauben, Sie hätten die Freiheit erfunden, ein Mann oder eine Frau zu sein.“ LERKE VON SAALFELD

Irene Dische: „Die militante Madonna“. Roman. Aus dem Englischen von Ulrich Blumenbach. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2021. 217 S., geb., 22,- €.